

Das Werden des jungen Mathias Joseph Scheeben

Von Dr Hermann Joseph Brosch.

Die religiöse Sehnsucht unserer Zeit findet langsam zu der geistvollen Tiefe, der kindlichen Einfalt und dem übernatürlichen Denken Scheebens wieder zurück. Wissen und Persönlichkeit dieses ungewöhnlich religiösen Menschen ist Symbol für alle geworden, die mit reinem Blick und sehnender Seele die Schönheit des Glaubens zu schauen verlangen.

Staunen erregt die einheitliche Grundrichtung seines Denkens und Schaffens. Mit kühnem Geistesflug versenkt sich Scheeben in die tiefsten Geheimnisse der Religion und bewahrt sich in liebendem Herzen die Einfalt eines Kindes. Sein Denken und Fühlen atmet geheiligte Tradition und findet seine Vollendung doch erst wieder in der ursprünglichen Fülle der eigenen tiefen Seele. Was aber geradezu unglaublich scheint: Es ist der kaum Fünfundzwanzigjährige, der die Universität mit dieser großen, einheitlichen Geisteshaltung verläßt. Und den dreißig Jahren seiner Tätigkeit als Theologieprofessor in Köln bleibt dieser einheitliche Zug aufgeprägt, immer ein ständiges Wachsen, ein Formen des natürlichen und übernatürlichen Menschen, ein Gestalten von Lebenswerten und Geistesgut. Was der Mann in seiner Vollendung geschaffen, ist nur eine tiefere Wiederholung, ein geistvollerer Ausdruck seiner Jugendidee.

Mit warmem Herzen hat er seiner Zeit gelauscht. Er sah sie mit dem Blick des Gotteskindes und fühlte sie mit dem Herzen eines ganzen Menschen. Das stellt ihn über jede Zeit und läßt ihn weiterleben im religiösen Denken unseres Volkes. Die geistig-religiöse Physiognomie des Jahrhunderts, in das Scheeben hineingestellt war, weist eine fast verwirrende Fülle von Licht und Dunkel auf, ein gewaltiges Auf und Ab. Starres, eisigkaltes Rationalisieren erfüllte selbst das naturhaft-religiöse Leben weiter Schichten. Auf der andern Seite ein urgewaltiger Durchbruch der ewigen Herzenssprache menschlicher Seelentiefe. Große Menschen bewunderten dieses Bild seelischer Gegensätzlichkeit, ließen sich bald von den scharfen, mathematischen Linien der Vernunft, bald von dem weichen, zarten Schmelz des Gemütes mitfortreißen. Nur wenige sind es, die gleich Scheeben mit Herz und Verstand nach einer Erfüllung des ganzen Menschen verlangten, die Natur und Übernatur als machtvolle Wirklichkeiten im menschlichen Leben anerkannten. Soll es nicht den Grundzug seiner innersten Lebenshaltung wiedergeben, wenn der kaum Fünfundzwanzigjährige in einem Brief¹ an seinen früheren Seelenführer in Rom über diesen Gleichklang

¹ Die Briefe Scheebens an P. Huber S. J. und P. de Lacroix S. J., die Briefe Kleutgens S. J. an P. Huber sowie das sonstige von mir teilweise bearbeitete Material finden sich im Privatarhiv oder in der Bibliothek des Deutsch-Ungarischen Kollegs zu Rom. Der Briefwechsel Scheebens mit Huber und Lacroix wurde auch von Herrn Dr. theol. Höfer zu einer Studie über „die Erkenntnis- und Lebenswerte der Trinität im 19. Jahrhundert“ verwendet. Mit seinem Einverständnis benutze ich die Briefe für die biographischen Notizen aus Scheebens Jugend. Eine Monographie über das gesamte Scheebenmaterial wäre zu begrüßen und eine Dankeschuld, die das katholische Deutschland dem genialen Mann zu seinem 100. Geburtstag 1935 schuldet.

von Herz und Verstand schreibt? Freilich, fast mit allzu starkem Durchbruch der Herzensstimme. Scheint es nicht wieder der Grundton von Scheebens Jugend zu sein, wenn er im Scheinlicht des Rationalismus gleich den Blick erhebt zur geheimnisvollen Welt der übernatürlichen Lebenswerte? Sie wird von nun an der fruchtbare Faktor seines Lebens. Er sieht in ihr „die Ordnung, die in der Tat eine spezifisch neue und höhere Ontologie, Logik und Ethik begründet, die das Christentum erst in seiner ganzen absoluten Erhabenheit über allen Rationalismus und alle rationale Philosophie und Theologie erhebt“. Worte, die sich in seinem ersten Artikel über „die Lehre von dem Übernatürlichen in ihrer Bedeutung für christliche Wissenschaft und christliches Leben“ finden und die den sonst so weitblickenden Kleutgen ganz verstimmten.

Seltsam, daß so wenig über Scheeben geschrieben wurde. Zeitungen und Zeitschriften berührten bei seinem frühen Tode im Jahre 1888 wenigstens die Oberflächenschicht seines reichen Geistes und Gemütes. Vier Jahre später bemühte sich Johann Hertkens², in einer kurzen Lebensbeschreibung Scheebens Bild lebendig und frisch zu erhalten. Man fühlt beim Lesen dieser schlichten Biographie, wie er mit innerer Ergriffenheit vor der genialen Gestalt dieses Priesters steht, wie er bewundernd den Gelehrten und Schriftsteller zu zeichnen versucht. Das kurze Lebensbild, das P. Höveler in seinem Buche „Vier Charakterbilder aus der jüngsten Kölner Kirchengeschichte“ von Professor Dr. Scheeben entwirft, hält sich in den Grenzen einiger äußerer Lebensdaten und kommt über ein schwaches Erleben seiner Persönlichkeit nicht hinaus. Erst die neueste Zeit sucht aus dem Ideenkreis des 19. Jahrhunderts heraus an Scheeben heranzukommen. M. Grabmann³, der sich von Jugend auf in besonderer Vorliebe zu ihm hingezogen fühlte, läßt uns Scheebens Größe wieder im Licht und Gegenlicht von Aufklärung, Rationalismus und katholischer Restauration ahnen. Wie eine farbenfrohe, lichtvolle Frühlingsblüte wächst er heraus aus den andern großen Theologen dieser Zeit. Es scheint, als sei Möhler in einer neuen, schöneren Knospe aufgebrochen. Endlich ist der Aufstieg aus den eisigkalten Regionen des Rationalismus gelungen. Es wirkt hoffnungsfroh und erhebend, wenn Grabmann uns an den großen Namen des deutschen Aufstiegs vorbeiführt: der Tübinger Schule mit Kuhn und Staudenmaier, der Neuscholastiker mit Clemens, Schätzler, Berlage und Kleutgen. Endlich leuchtet es auf wie neues Frühlingslicht. Das religiöse Sehnen der deutschen Seele hat sich wieder Bahn gebrochen zu lebensvollem Glauben. Hat Grabmann mehr im Lichte der Vorgänger und Zeitgenossen Scheebens Persönlichkeit gezeichnet, so charakterisiert sie K. Eschweiler⁴ aus seinen Schriften. Scheeben wird der Typ für „die Theologie aus dem Glauben“. Aber auch hier steht man gleichsam vor

² Prof. Dr. M. Jos. Scheeben, Leben und Wirken eines katholischen Gelehrten im Dienste der Kirche. Paderborn 1892.

³ M. J. Scheeben, Natur und Gnade. Mit Einleitung und Ergänzung neu herausgegeben von Dr. Martin Grabmann. München 1922.

⁴ Die Zwei Wege der neueren Theologie. Georg Hermes — Matthias Jos. Scheeben. Augsburg 1926.

einem Fertigen, ohne das Werden dieses Mannes mitzuerleben und zu verstehen. Scheebens Schriften sind für eine zulängliche Gesamtdarstellung seiner Theologie noch zu wenig durchgedacht. Auch sein Briefwechsel scheint kaum so bekannt zu sein, wie es für eine erschöpfende Biographie nötig wäre. Einige Jugendbriefe, Briefe und Urteile von Lehrern und Erziehern und sonstige Quellen mögen wenigstens in etwa sein Werden aufhellen.

Der äußere Lebensgang Scheebens kann kaum einfacher gedacht werden. 1835 als Sohn eines Schmieds in Meckenheim bei Bonn geboren, besuchte er das Gymnasium zu Münstereifel, um es später mit dem Marzellengymnasium in Köln zu vertauschen. Hier begeistert er sich auch zum ersten Male „sub auspiciis Dr. Eckerling“ — so schreibt er in seinem Aufnahmegesuch für das Deutsch-Ungarische Kolleg in Rom — an der Philosophie. Im Jahre 1852 erwirbt er sich das Abiturientenzeugnis und zieht für die nächsten sieben Jahre nach Rom zum Studium der Philosophie und Theologie. Als Priester in seine Heimat zurückgekehrt, bekleidet er kaum ein Jahr — bis zum Mai 1860 — das Amt eines Rektors und Religionslehrers in Münstereifel, da wird ihm am Kölner Theologenseminar die Professur für Dogmatik übertragen. Bis zu seinem Tode am 21. Juli 1888 bleibt er in dieser Lebensstellung.

Scheebens erste große Periode — sein eigentliches Werden — reicht zurück in die Zeit, wo er als Alumnus des Deutsch-Ungarischen Kollegs die römische Universität der Jesuiten besuchte, und schließt mit dem Jahre 1867, also kurz nach dem Erscheinen seiner „Mysterien des Christentums“. In Rom liegen die Wurzeln seiner ganzen Eigenart, hier seine ersten großen Erlebnisse. Ohne Aufdeckung dieser Beziehungen bleibt er im Letzten vollends unbegreiflich. Lange über die römische Studienzeit hinaus fühlt er sich aufs engste mit dem Germanikum verbunden, dort holt er sich Rat, dort offenbart er in kindlich schlichten Briefen seine lautere Seele. Von hier will er geführt sein wie in seinen Studentenjahren, hier hofft er auch volles Verständnis zu finden für seine Wissenschaft. Die römische Zeit hat den jungen Scheeben geistig reifen lassen, ohne selbstquälende Spannungen oder tragisches Gespaltensein moderner Zweifler. Werden ist ihm nicht Zweifeln und banges Suchen. Dafür stand sein rheinisches Temperament zu bejahend und objektfreudig der Wirklichkeit gegenüber. Dafür schien südliche Lebensfreude zu gewaltig und die lebendige Kirche Roms zu glaubensfroh. Werden ist ihm Entfaltung der angeborenen Fähigkeiten, ist der Aufbau seines innersten Menschseins von Gott und der Welt her. Nur ein einziger großer lichtvoller Zug gewinnt in Scheeben die Oberhand: die Idee unserer eigenen Gottgestaltung und freudige, optimistische Hingabe an dieses Ziel. Darin unterscheidet sich zutiefst das katholische Genie von jeder andern Geisteshaltung. Hier ist nur ein Wille lebendig, über das menschlich Gute und Schöne den „Übermenschen“ aus kindlichem Glauben zu gestalten. Keineswegs fehlt ihm die Problematik, die jedes begrenzte Sein dem Menschen naturhaft aufgibt. Und schließlich muß jede Zeit ihren Geist auch problematisch erlebt haben, will sie sich durchringen zu großen Gestaltungsformen. Aber es

muß in ihr der Wille zum Aufbau liegen, die Achtung vor der Vergangenheit. Scheeben erschließt sein ganzes Herz den Anforderungen der Umwelt, ringt nach neuer Gestaltung und quält sich mit der Neuprägung und Vollendung überlieferter Lehren. Aber er bewahrt dabei die Ehrfurcht und Achtung vor der Tradition. Diese unbewußte Seelenhaltung brachte er schon als Erbe schlichter, tief gläubiger Eltern mit in die ewige Stadt. Man muß nur einmal die Briefe nach seiner Rückkehr aus Rom gelesen haben, um zu beurteilen, wie hoch diese Gesinnung im Scheebenschen Hause geschätzt war. Was im Jüngling schlummerte, kam in Rom zu machtvoller Entfaltung. Da zog ihn die dreihundertjährige Tradition des Deutschen Kollegs von selbst hinein in die aufbauende, optimistische Stimmung einer weiten Gottesfamilie. Der Flame A. de Lacroix stand damals an der Spitze des Kollegs. Die Seelenführung der jungen Studenten war dem Münchener P. Franz X. Huber zugewiesen. Ein fester, aber väterlicher Freund der Jugend, schlicht und einfach in seinem Wesen, beseelt vom Geist der Kirche. Er hat den jungen Scheeben ganz verstanden. Bis zu seinem Tod holt dieser sich auch in wissenschaftlichen Fragen Rat bei ihm. Ihm schreibt er von seinen Leiden und Freuden, so offen und kindlich, daß sich in diesen Briefen Scheebens tief religiöse Seele widerspiegelt. Fünfzig junge Männer aus allen Teilen des Reiches, aus Österreich und Ungarn waren seine Mitstudenten, die gegenseitige Liebe und Achtung in dem spezifisch traditionellen Geist einer solchen Gemeinschaft verband.

Was das Deutsche Kolleg dem empfindsamen Rheinländer mehr als Seelenhaltung und verborgenes Eigengut einprägte, suchte die Universität ihren zahlreichen Hörern, die aus allen Welteilen zusammenströmten, als reflexes Wissen zu vermitteln. Eben ging von Italien eine große Geisteserneuerung aus. Die gewaltige Philosophie und Theologie der mittelalterlichen Geistesgeschichte erwachte zu neuem Leben. Die Jesuiten Aloisius Taparelli und Matthäus Liberatore, die damals im Römischen Kolleg wohnten, waren ihre italienischen Vorkämpfer. Liberatore schrieb 1857 sein berühmtes Werk „Della luce intellettuale“, und der geniale Kleutgen übergab der neuen Zeit seine drei Bände „Theologie der Vorzeit“. Überall kraftvolles Werden in und aus dem Gedankenkreis einer großen katholischen Tradition! Der spätere Kardinal Franzelin imponierte seinen Hörern durch Gedankentiefe und vor allem durch reiche Kenntnis der Väter. Er muß wohl auf Scheeben einen besondern Einfluß ausgeübt haben, da er im Deutschen Kolleg wohnte und dort die wöchentlichen Disputationen der Theologen leitete. Wenigstens irgendwie richtunggebend scheint er für Scheebens Väterstudien gewesen zu sein. Mit ihm, dem Studienpräfekten des Kollegs, hatte er sich als Bibliothekar über die Anschaffung neuer Bücher zu beraten. Ob Franzelin allerdings seinen großen Schüler ganz erkannte und sein Herz gewann, bleibt fraglich. Denn nur selten finden sich, im Gegensatz zu den andern Jesuiten aus der römischen Zeit, in den späteren Briefen Scheebens Grüße für seinen Lehrer.

Auch die wissenschaftliche Richtung im Deutschen Kolleg selbst lehnte

sich stark an die Tradition an. Die Kataloge der damaligen Hausbibliothek führen die besten Ausgaben der Väter und alle großen Namen aus der Blütezeit der scholastischen Literatur. Neben den Klassikern der Hochscholastik, Bonaventura, Albert dem Deutschen, Thomas von Aquin, finden sich auch die Werke der neueren Scholastik. Ich erwähne nur Petavius, Thomassin und Suarez, die Scheeben damals besonders studierte. Aber bald standen unter seiner Amtszeit als Bibliothekar auch die neuesten Werke der Theologen der deutschen Restauration neben den großen Scholastikern: Möhler, Kuhn, Staudenmaier, Berlage und andere. Schon hier hat er das Geniale erkannt, das diese Zeit geschaffen hat. In den ersten Jahren seiner Kölner Tätigkeit unterrichten Scheebens Briefe nach Rom immer über den Stand der neuesten wissenschaftlichen Forschung in Deutschland. Gerade aus den Schriften Kuhns sucht er das Schöne herauszulesen. Sein ganzes Wesen verlangt nach Aufbau. „Aus den deutschen Theologen“, so schreibt er 1867 an P. Huber, „habe ich nur Gutes zitiert und gelobt aus Friedensliebe und Interesse an der Wahrheit.“ Und bereits 1863 fügt er einem Urteil über Frohschammer und Kuhn in einem Brief die ihn ganz kennzeichnenden Worte bei: „Mit Sanftmut und Geduld werden wir das Eis, so Gott will, brechen.“ So wird Scheebens Achtung vor der Tradition auch Achtung vor der Mitwelt, lebensvolle Wirklichkeit, wahre Harmonie von Vergangenheit und Gegenwart!

Nach diesem flüchtigen Blick auf die spezifische Eigenart des römischen Milieus scheint es nur selbstverständlich, daß auch seine Schriften diese starke Vorliebe für die religiöse Tradition vertragen. Schon aus seinem ersten Werk „Marienblüten“ spricht die ganze Begeisterung Scheebens für das religiöse Gedankengut der Vorzeit. A. Parodi hatte ihn in der Marienliteratur auf die Schönheit und Gedankentiefe der Väter wie auf die religiöse italienische Dichtung der Vergangenheit hingewiesen. Dieser fromme Jesuit wohnte vom Jahre 1853 bis zu seinem Tode im Deutschen Kolleg und leitete dort die italienische Sprach- und Literaturakademie der Studenten. Seine religiösen Schriften hatten Scheebens junge Seele aufs tiefste ergriffen, so daß er bald nach der Rückkehr in die Heimat zu Münstereifel Parodis ausgewählte Väterstellen über die Gottesmutter übersetzte und in einer gefälligen Schrift veröffentlichte. Ganz glücklich darüber schreibt er am 2. Mai 1860 an P. Huber: „Noch mehr Glück habe ich mit meiner Bearbeitung von P. Parodis marianischem Büchlein gehabt, wo ich auch die meisten italienischen und lateinischen Hymnen, selbst das ganze ‚Omni die‘ zur Verwunderung meines Stilisten und meiner selbst übersetzt habe. Mehrere Patres trieben mich zur Herausgabe des Büchleins, nachdem ich ihnen einige Übersetzungen von einzelnen Gedichten, die ich zu meiner Aufheiterung anfertigte, gezeigt hatte. Die Bearbeitung hat mir die Osterferien versüßt, zumal da ich eine Menge Sekretäre zur Hand hatte, die ebenfalls der Mutter Gottes zu Ehren gerne etwas beitrugen.“

Hochachtung vor der Theologie der großen Kirchenväter veranlaßt ihn auch, seiner ersten spekulativen Schrift „Natur und Gnade“ die patristischen Belege für seine Ansichten folgen zu lassen. „So habe ich“,

schreibt er im Dezember 1861 an Huber, „die Idee des H. Denzinger aufgegriffen, das Buch von P. Casini ‚Quid est homo‘ abdrucken zu lassen, das ohnehin fast gar nicht bekannt ist.“ 1862 erschien das Buch in Mainz.

Diese große Vorliebe für die Tradition ist auch seinem originellsten Werk, den „Mysterien des Christentums“, aufgeprägt. Wir fühlen, wie seine Seele mitschwingt bei den innigtiefen Gedanken der griechischen Väter, den lichtklaren Sätzen der großen Scholastiker, der patristisch-frommen Denkweise der neueren Scholastiker, vor allem Thomassin. Scheeben hat selbst im Vorwort zu den „Mysterien“ auf diese Abhängigkeit hingewiesen. Und bei einem Vergleich von Scheeben und Thomassin merkt man noch, wie ein Wort der Väter, von Thomassin erklärt, unter Scheebens gestaltender Ursprünglichkeit alle Tiefen des Glaubens neu beleuchtet. Die Saiten, von Thomassin leise und zaghaft angeschlagen, lassen unter seiner Hand eine machtvolle Symphonie der höchsten Glaubenswahrheiten ertönen. Neue Zusammenhänge tun sich auf. Und wir fühlen auch unsere Seele mit einem Male mitschwingen in dem lichtvollen Reich der Übernatur. So scheint es nur zu selbstverständlich, daß der reife Scheeben in seinem ersten Band der Dogmatik wiederum der Tradition ein unsterbliches Denkmal setzt, das auch heute noch mit zu dem Schönsten und Tiefsten zählt, was jemals über Geschichte der Theologie geschrieben wurde.

Diese Bejahung des Vorgefundenen aber wird bei Scheeben keineswegs zum Unpersönlichen oder Letzten. Seine reiche Persönlichkeit und individuelle Eigentümlichkeit geht daran, Neues, Tiefes, Selbsterlebtes zu gestalten, wie es nur einem großen Menschen eigen ist. „Es ist, als ob die katholische Seele des Rheinlandes in Scheeben mit einem Male spekulativ bilden und ausdrücken wollte, was sie tausend Jahre und länger tätig gelebt hatte“ (Eschweiler). Ein unheimliches Drängen und stürmisches Pochen muß die Seele des jungen Menschen erfüllt haben, in dem alles nach persönlicher Arbeit schrie. „Dieses ungeduldige, hastige, unruhige Temperament“ hat er einmal sein „Kreuz“ genannt (Brief vom 18. Dezember 1860). Aber es ward auch sein Segen. Schon in den Universitätsjahren muß sein selbständiges Denken stark hervorgetreten sein. Das war auch wohl der Grund, warum gerade der strenge Franzelin weniger für seinen Schüler, der eigene Wege ging, begeistert war. Die Verteidigung fremder Thesen war nicht seine Sache. In der Sammlung der öffentlichen Disputationen von 1850—1860, die meist unter dem Vorsitz berühmter Kardinäle gehalten wurden, findet sich sein Name nicht verzeichnet. Andere seiner Mitschüler dagegen, die bei diesen feierlichen Akten glänzten, sind teilweise im späteren Leben über ihre Schulthesen nicht hinausgekommen. Bereits der erste Artikel aus Scheebens Feder verrät sein selbständiges Denken. Und eine bange Sorge seiner früheren Lehrer und Vorgesetzten begleitet seine Arbeiten bis zum Abschluß der „Mysterien“. Gerade Kleutgen, der Förderer der Geisteshaltung des jungen Scheeben, drückt in einem Brief vom 4. September 1862 sein Mißfallen über Scheebens kühne Lehren aus und meint: „Ich

fürchte übrigens, daß er der Sache, für die er eifert, durch Übertreibung viel schadet. Da redet er — im Katholiken — von einer übernatürlichen Logik, einer übernatürlichen Ontologie usw. Hat denn das irgend einen vernünftigen Sinn?“ Und einige Monate später legt er Scheeben abermals Mäßigung und Vorsicht ans Herz. P. Huber muß das Schreiben an den „guten, aber gar eifrigen Verteidiger der Übernatur“ weiter befördern. In einem Begleitbriefe für P. Huber äußert sich Kleutgen noch einmal über Scheebens kühne Art: „Obschon der Hauptsache nach das Buch gut, d. h. die Lehre richtig ist, so fürchte ich doch, daß es die Köpfe mehr verwirren als aufklären wird; man muß die lange wie verschollene Lehre nicht wie einen Kübel Wasser ausgießen und nicht durch endlose Einteilungen und Erklärungen überladen. Was mir aber mehr mißfällt, ist die Zuversicht, womit so viele, wie mir scheint, unbeweisbare, hie und da auch nicht richtige oder doch ganz verfängliche Lehren, Meinungen sollte ich sagen, vorgetragen und den gewissen Lehrpunkten der Theologie zur Seite gesetzt werden. Wer das Buch liest, muß auf der Hut sein.“ In seinen „Mysterien“ tritt diese Originalität seines Geistes so scharf zu Tage, daß selbst sein früherer Freund und Seelenführer P. Huber, der bisher ganz für Scheeben eintrat, unruhig zu werden scheint. In einem Brief vom 18. März 1867 antwortet ihm Scheeben mit einer gewissen Ängstlichkeit: „Mein früherer Brief, den ich gleich nach Ihrem letzten geschrieben, ist dagegen verloren gegangen. Darum danke ich Ihnen noch einmal für die väterliche Liebe, die Sie mir im letzten Briefe bewiesen haben, obgleich es mir schwer hielt und noch hält, Ihre Ansichten über mein Buch mir zu eigen zu machen. Alle gutgesinnten Theologen hier in Deutschland haben nichts Anstößiges darin gefunden, vielmehr gratuliert, obgleich sie mir die wirklichen Fehler rein formeller und wissenschaftlicher Natur aufrichtig gesagt haben. Auf diese Weise habe ich vieles gelernt, worauf ich sonst nicht aufmerksam geworden wäre, wenn ich das Buch noch länger hätte liegen lassen. Gefährliche oder gewagte Sentenzen, die nicht auch sehr reserviert ausgesprochen wären, kann ich bis heute keine entdecken. Wenn Sie es aber glauben, würden Sie mir den größten Dienst erweisen, falls Sie mich darauf aufmerksam machen.“ Aber auch nach diesen Erklärungen scheint P. Huber noch nicht ganz beruhigt zu sein. Scheeben muß noch einmal die Bedenken seines väterlichen Freundes zerstreuen. Es dürfte angebracht sein, den Brief vollständig anzuführen, weil er auch bisher Unbekanntes über die Entstehung seiner „Geheimnisse“ — wie er die „Mysterien“ in den Briefen immer nennt — enthält:

Cöln, den 15. 6. 67.

Hochwürdiger, verehrtester Pater in Christo!

Ich danke Ihnen herzlich für den väterlichen Brief, den Sie mir geschrieben haben. In Betreff meines Buches wird Herr Domkapitular Heinrich wohl Ihre Besorgnisse zerstreuen, da er, wie kein anderer, in mein Arbeiten eingeweiht ist und mich so angespornt hat, daß er füglich die Mitverantwortung übernehmen darf. Was die Perspektive betrifft, so

hatte ich mich hier etwas der modernen Methode anbequemt, aber dabei gerade eine Schrift des Kardinals Wiseman über die wissenschaftliche Berechnung der Perspektive im Auge gehabt. „Omne simile sane claudicat.“ Den alten Theologen habe ich die Kenntnisse der Gesetze nicht absprechen wollen, sondern nur gemeint, daß dieselben heute mehr systematisch zusammengestellt und verwertet werden müssen, als es ehemals geschehen, wie die ganze Ausführung des Buches zeigt. Was die Brautstellung der Vernunft, nicht der Philosophie, betrifft, so darf man doch von der Vernunft als einem Teile der menschlichen Natur das sagen, was die heiligen Väter unzählige Male von der letzteren aussagen. Viel höher wird die Vernunft gehoben, wenn ich sie Bräutigam der ewigen Weisheit sein lasse. Das „mysterium crucis“ glaube ich sehr nachdrücklich betont zu haben. Die Stelle vom „mysterium iniquitatis“ bei der Sünde ist bloß Motto, nicht Grundtext, sondern Anlehnungspunkt, weil sich kein anderer ebenso passender Text fand. In der Form habe ich mich zuweilen dem neuen Stil anbequemt, aber mehr aus praktischen Rücksichten als gemäß meiner Neigung. Die sogenannte moderne Wissenschaft als solche ist mir nicht weniger zum Ekel als Herrn von Schäßler, nur bin ich mit dem etwas schroffen Auftreten desselben, welches er auch mir immer anrät, nicht einverstanden. Jetzt wird es mir nur angenehm sein, wenn Sie mich mahnen und für mich beten, damit ich, wenn ich auch jetzt nicht in Gefahr bin, später nicht darein falle. Ich bitte, den guten Patres Delacroix und Kleutgen meine ehrerbietigsten Grüße zu sagen, und verbleibe, mich nochmals Ihrem Gebete empfehlend,

Ew. Hochwürden ergebenster Diener

Dr. M. Jos. Scheeben.

Diese Auseinandersetzungen blieben friedlich und leidenschaftslos. Selbst Kleutgen wurde nach und nach von Scheebens großem Schaffen ganz überzeugt. Waren beide auch in einigen Punkten anderer Meinung, so spricht doch aus Scheebens Briefen eine große Verehrung für Kleutgen. Und immer noch hofft er, mit jedem Buch, „Kleutgen ganz zufrieden zu stellen“, wie es in vielen Briefen wiederkehrt. Ja er bietet sich sogar in einem Brief vom Jahre 1864 an, die Korrekturen zu Kleutgens Schriften zu lesen.

Was den Menschen und Gelehrten hier im tiefsten beherrscht, ist die Idee von der übernatürlichen Ordnung, vom Abglanz der innergöttlichen Schönheit im Reich der Schöpfung. In dieser göttlichen Perspektive lebte er seinen großen Beruf. In kindlichem Glauben war ihm diese Idee im Antlitz der Mutter Kirche aufgeleuchtet, die in Pio Nono den heiligsten Ausdruck der Übernatürlichkeit trug. Das Leben in diesem göttlichen Lichte war das schönste Geschenk der ganz den Geist der Übernatur atmenden Gemeinschaft des Deutschen Kollegs. Die entseelte Welt wieder aufleuchten zu lassen im Lichte der gottgegebenen Bestimmung, sie neu erblühen zu sehen im Leben der göttlichen Gnade, dahin drängt fortan sein theologisches Schaffen. So schreibt er gleich im ersten Jahr: „Diese Idee durchdringt das ganze Christentum nach allen

Richtungen und ist es allein, die ihm seinen wahren, göttlichen spezifischen Charakter verleiht und den Mittelpunkt des wunderbaren Systems seiner Geheimnisse bildet. Sie ist es darum, welche auch berufen ist, die große intellektuelle und wissenschaftliche Krise des 19. Jahrhunderts zu lösen und abzuschließen.“ Und wieder gibt ein Brief Aufschluß über das innere Werden dieses großen Leitmotivs seines Lebens. „P. Deharbe“, so schreibt er im Jahre 1860 aus Münstereifel an P. Huber, „hatte mich aufgemuntert, in meinen Mußestunden mein Lieblingsthema — die übernatürliche Ordnung der Gnade — zu behandeln, und ich war gewissermaßen zu einer solchen Beschäftigung genötigt, da durch allerlei Mißverhältnisse und Mißverständnisse mir die Bücher für andere Beschäftigungen ausblieben und ich so angewiesen war, die Frucht meiner Studien noch einmal zu übersehen und zu sammeln. Prof. Dr. Heinrich, den ich in Mainz (bei seiner Rückkehr aus Rom) kennen und schätzen gelernt, nimmt den lebhaftesten Anteil daran. Wenn ihm mein Geskripsel gefällt, wird er es auch vielleicht zum Druck befördern.“ „Dieses Geskripsel“ war sein erster Artikel im „Katholik“. Der verständige Mainzer Dogmatiker Heinrich ermunterte ihn immer wieder zu weiterer Arbeit, wie es fast aus jedem Brief von 1860 bis 1867 hervorgeht. Heinrich ist auch die treibende Kraft, warum er so schnell — bereits im Jahre 1861 — sein erstes größeres Werk über dieses Thema erscheinen läßt: „Natur und Gnade“, eine systematische Abhandlung seines Einleitungsgedankens. P. Huber hatte den Rat gegeben, das Manuskript noch liegen zu lassen. Sich entschuldigend schreibt er am 13. Dezember 1860 deshalb an P. Huber: „Auf Ihren Rat hatte ich das andere Manuskript liegen lassen. Allein Herr Heinrich und mehrere Patres drängten mich, es nach genauer Durchsicht zu veröffentlichen. Und so habe ich es jetzt in Gottes Namen getan. Ich wollte meinen Namen weglassen. Aber der Herr Bischof von Mainz billigte es nicht.“

Scheebens Lieblingsidee leuchtet weiter. Fast überstürzen sich seine Gedanken. Wiederum ist vor Ende des Jahres 1861 das Manuskript seines ideenreichsten Werkes in der ersten Fassung fertig, so daß er glaubt, sich in mehreren Briefen ob dieses reichen Schrifttums entschuldigen zu müssen. Und er hatte erst zwei Jahre die Hörsäle verlassen! Eine unglaubliche Arbeit muß der junge Scheeben geleistet haben. Während seiner römischen Ausbildungszeit scheint er sich schon manches aus den Vätern und Scholastikern erarbeitet zu haben. All das bei seiner schwachen Gesundheit und der anstrengenden Tätigkeit als Professor „mit fünf Wochenstunden Dogma und vier Moral“. Wie er selbst darüber urteilt, entnehmen wir einem Brief vom 21. Juni 1860, worin er schreibt: „Dazu kommt, daß ich zwar offiziell Repetent heiße und auch quasi repetieren soll, aber in den meisten Dingen muß ich ganz von neuem aufbauen.“ Dennoch kann er im folgenden Jahre dem Rektor des Germanikums berichten: „So Gott will, lasse ich in den nächsten Wochen auf mehrfaches Ansuchen den Druck der Fortsetzung von ‚Natur und Gnade‘, ‚Die Geheimnisse des Christentums in ihrer spekulativen und praktischen Bedeutung‘, beginnen, nachdem verschiedene kompetente Herren das Manuskript durch-

gesehen. Ich hoffe, daß das dem Kollegium überreichte Exemplar längst mit dem ‚Katholiken‘ eingetroffen sein wird. Im letzteren sind die vier ersten Kapitel meiner neuen Arbeit teilweise enthalten. Es wäre mir sehr lieb, wenn der hochwürdige Pater Huber, oder sonst ein Pater, welcher sich etwa Zeit und Mühe genommen, sich damit zu beschäftigen, mir sein Urteil darüber mitteilte.“

Es erschienen diese Artikel 1865 in einem eigenen Buch, „keine bloße Überarbeitung, sondern eine wesentliche Umgestaltung und Erweiterung“. Aber Scheeben hat gezeigt, daß er hier kein Werdender oder Suchender mehr ist. Rademacher meint, daß damit auf lange Sicht hinaus das Menschenmögliche geleistet sei. Es ist der Abschluß jener ersten Periode des Werdens. In diesem originellsten Buch Scheebens offenbart sich die ganze Schönheit, Tiefe und Innigkeit, aber auch Kühnheit seiner großen Jugendidee. Alte, einfache Glaubenswahrheiten schaut er in neuem Licht. Und es scheint, als wolle in ihm die Blüte der griechischen und lateinischen Väter wieder aufleben, als habe die sonst unveränderliche Scholastik eine neue Form gewonnen. Aus Dialektik und kalter Nüchternheit hat sich die Innigkeit des Deutschen wieder durchgerungen. Die mystische Theologie Alberts des Großen ist abermals einer deutschen Seele begegnet.

Trotzdem blieb Scheeben im letzten einsam mit seinen hohen Ideen von Natur und Übernatur. Vielleicht war die Zeit noch nicht reif für das große religiöse Sehnen, das seine Schriften leise durchzittert. Vielleicht war es auch befremdend, bei einem Professor, der dazu noch Theologe und Priester war, Lebenswerte zu suchen. Oder hatte deutsches Wesen über Innigkeit und Tiefe der Gedanken seine Sprachgestaltung und Form verloren?

Keiner empfand dieses Mißverhältnis von Gedanken und Ausdruck wohl mehr als Scheeben selbst. Ja er nahm nach seinem ersten Artikel im „Katholik“ einen Stilisten zur Überarbeitung seiner Schriften. „Natur und Gnade“ zog er sogar wieder vom Buchhändler zurück, um die letzte Feile daran anzulegen. Nie hat er daraus ein Hehl gemacht, wenn auch die Tatsache kaum bekannt sein wird. In einem Briefe vom 2. Mai 1860 an P. Huber liest man darüber ein sehr offenes Geständnis: „Meine Schrift habe ich noch einmal vom Buchhändler zurückgezogen. Denn durch einen im Katholiken vorangeschickten Artikel über die Frage im allgemeinen habe ich das Experiment gemacht, daß meine Sprache, wenn auch richtig, so doch zu fremdartig für die Deutschen sei. Urteilsfähige Männer, die den Verfasser nicht kannten, glaubten ihn von einem Ausländer oder einem Jesuiten, der noch nicht in die deutsche Bildung eingeschossen sei, geschrieben. Für den Inhalt erhielt ich aber die erfreulichsten Zeugnisse. Und so will ich denn jetzt mit Hilfe eines ausgezeichneten Stilisten die Sache noch einmal überarbeiten.“ Es ist wahr, Scheebens Sprache ist schwer, oft ungeschickt und fast stillos. Aber man kann ihr doch eine gewisse Originalität und Gestaltung nicht absprechen. Seinem Urteil über die „Marienblüten“ dürfen wir ungeteilt zustimmen: „Das Deutsch ist jedoch so gebilligt worden, daß man sich allgemein wundert, wie ich nach so langer Abwesenheit in der Fremde desselben noch mächtig gewesen

sei.“ Einige Monate früher weiß er sogar nach Rom zu berichten, daß „die Übersetzungen der Hymnen, namentlich des ‚Omni die‘, wie gegossen in ein paar Stunden aus der Feder flossen“. Und ein Vergleich der lateinischen Vätertexte mit Scheebens Übersetzung beweist, daß er fast immer das schönste und passendste Wort zur Wiedergabe gefunden hat. Die kleinere Ausgabe von J. Jungmann aus dem Jahre 1867 dürfte kaum besser sein.

Wohl mehr ein äußerer Grund mag seinem Schrifttum nicht die gewünschte Form gegeben haben: die unruhige Hast, seine Gedanken niederzuschreiben und gleich zu veröffentlichen. Man spürt in Werken und Briefen diesen stürmischen Drang, daß er sich selbst in einem Brief aufordern muß: „Es ist jetzt Zeit, meine Feder ruhen zu lassen.“ Und nachdem es ihm doch nicht gelang, läßt er sich darob bei P. Kleutgen 1867 entschuldigen: „Bitte, P. Kleutgen meinen innigen Dank für seinen freundlichen Brief zu melden. Sie wollen ihm auch sagen, daß ich leider bisher aus ähnlichen Gründen wie Hergenröther, um meine Eltern vor gänzlichem Bankrott zu bewahren, mehr schreiben mußte, als es mir lieb war. Die Zukunft bietet bessere Aussicht.“ So sind Scheebens sprachliche Mängel wohl mehr den äußern Verhältnissen als einem innern Unvermögen zuzuschreiben. Er hat auf eine jüngere Generation warten müssen, die mehr Sinn für Geistigkeit und Ganzheit besitzt, auf eine Zeit, die tieferes Nachdenken über theologische Fragen nicht „einigen privilegierten Geistern“ überläßt.

Am Abschluß dieser ersten Periode hofft Scheeben noch einmal Verständnis bei jedem zu finden, „der mit einer etwas gründlichen Geistesbildung ernsten Mut und Energie verbindet“. Es ist das letzte, was er so programmatisch geschrieben hat. Lebendiges Verlangen, warmes Blut und fühlendes Leben zu gestalten, danach drängte die große Idee vom Wert der Übernatur und Gnade. Hie und da hat er selbst gefühlt, wie mächtig in ihm die Sehnsucht schlummerte, lebendige Menschen zu bilden. „Die Wissenschaft hat ihren Reiz für mich verloren, seit ich mich in die Praxis, die Kanzel- und Kinder-Erziehung hineingelebt habe“, so schreibt er am 2. Mai 1860 an P. Huber. Wohl ist sein rheinisches Temperament naturhaft ganz mit dem Volke verwachsen. Aber für die Art, wie es sich auswirkt, in der Volksbelehrung durch Hagiographien und andere religiöse Schriften, dürfte wiederum die römische Zeit formgebend gewesen sein. Da stand er unter dem großen Erlebnis der Verkündigung des Dogmas der Unbefleckten Empfängnis im Jahre 1854. Da sind es seine beiden Freunde Kleutgen und Boero, die ihm praktische Vorlagen zur Gestaltung von Heiligenleben gaben. Mit Boero, der nicht weniger als siebzig Schriften über das Leben heiliger Männer und Frauen verfaßte, stand er in den sechziger Jahren in Briefwechsel. Sein großes Werk über P. Joseph Maria Pignatelli gibt Scheeben im Jahre 1860 zusammenfassend im „Katholik“ wieder. Der erste Versuch einer Einfühlung in das Leben der Heiligen, dem dann eine Reihe kleinerer Biographien folgen. Ein Volksbüchlein war auch sein erstes Werk „Marienblüten“. Ein Volksbuch sollten seine „Herrlichkeiten der göttlichen Gnade“ sein. Schon 1860 schrieb

er an P. Huber: „Gern hätte ich statt einer neuen Arbeit das Werk von P. Nieremberg, „*Aprecio y estima de la divina gracia*“ (Madrid 1638), bearbeitet und unserer rationalistischen und kalten Zeit zugänglich gemacht. Aber es ist auf keine Weise aufzutreiben, weder im Handel noch in Bibliotheken.“ 1863 lag das Buch fertig vor und überraschte durch seine erhabene Schönheit und Innerlichkeit. Ganz befriedigt schreibt er wieder an P. Huber: „Vielleicht haben Sie schon durch Herder, dem ich den Auftrag gegeben, ein Exemplar davon erhalten. Dieses Buch hat überall ungeteilten Beifall gefunden, namentlich in den religiösen Orden, ohne Unterschied, die es gerade auf den praktischen Nutzen hauptsächlich absehen. P. Schmoeger, ein Redemptorist, hatte seit langer Zeit einen ähnlichen Plan gehabt, wie er mir mitteilte. P. Ignatius O. S. F., den Sie gewiß in Rom kennen gelernt haben, hatte sich ebenfalls mit einem ähnlichen Gedanken getragen.“ Ein Jahr später, nachdem die erste Auflage seiner „Herrlichkeiten“ bereits vergriffen war, drängen ihn schon neue Ideen, der religiösen Sehnsucht des Volkes entgegenzukommen und ihm die Schönheiten des Glaubens darzulegen. „Meine ‚Herrlichkeiten‘ haben unter dieser Verwirrung⁵ gute Aufnahme gefunden, daß in wenigen Wochen schon die zweite Auflage erscheint. Das Buch bereitet mir ungemein viel Trost. Von vielen Seiten habe ich Briefe und Nachrichten erhalten, die mir von seinen guten Wirkungen Zeugnis ablegten, manchmal auf ganz rührende Weise. So schickte mir ein Landvikar ein Kreuzchen aus Gethsemane aus purer Dankbarkeit, daß er für sich und seine Zuhörer doch einmal etwas über das Wirken des Heiligen Geistes gehört. Gott sei dafür gedankt. So es ihm gefällt, mache ich ein ähnliches Büchlein über die heilige Dreifaltigkeit, wofür mir durch günstige Kombinationen sehr reiche und fast unbekannte Quellen zugeführt worden sind.“ Dieser Wunsch Scheebens ist leider nicht in Erfüllung gegangen. Auch der Plan, aus seinen „Mysterien des Christentums“ „mehrere Bücher für das Volk zu machen, ähnlich wie die ‚Herrlichkeiten‘“ (Brief vom 3. April 1865 an P. Huber), ist nie verwirklicht worden, wohl wegen der allzu vielen Arbeit, die ihn in der zweiten Periode seines Schaffens kaum zur Ruhe kommen läßt. Aber im tiefsten blieb doch das Bewußtsein in seiner Seele, daß alle Wissenschaft letztthin nur Sinn hat, wenn sie Menschheitswerte zu schenken weiß und persönliche, blutvolle Menschen mit liebendem Herzen und offenem Geist zu gestalten versteht.

So weist das innere Werden des jungen Scheeben eine fast unruhige Fülle auf: Tradition und Gegenwart, Ererbtes und Neugeborenes, wissenschaftliche Spekulation und lebendige Volksbildung. Aber im letzten doch wieder Harmonie von Geist und Herz, von Verstand und Wille, Natur und Übernatur. Über allem leuchtet die Idee des neuen Menschen, geboren aus dem Geist des Übernatürlichen, das auch seiner eigenen Seele

⁵ Er meint damit die Gelehrtenversammlung in München im Jahre 1863. Aus den Exerzitien in Altötting heraus hatte er daran teilgenommen, „frischweg“, und das Glück oder Unglück gehabt, mit unter der acht Mann starken Opposition gegen die Rede Döllingers zu figurieren, wodurch er am Ende noch einen persönlichen Angriff aushalten mußte, wie er in dem gleichen Briefe berichtet.

lebendige Form gibt. Da strahlt aus jedem Briefe kindliche Einfalt und Geistigkeit. Da sucht seine unruhige Seele immer wieder nach der stillen Einsamkeit in Gott. Die Menschen sieht er als Gotteskinder und vergißt darob das Häßliche der Diesseitigkeit. Alles ist eingetaucht in die Weihestimmung des Übernatürlichen. Als große Leidenschaft entflammt sie sein ganzes Sein. Und die erste heilige Jugendliebe will nicht mehr aus der Erinnerung dieses großen religiösen Menschen schwinden.

Da wird es begreiflich, wenn die junge Generation wieder zu Scheebens Schriften greift. Sie hat gehant, daß hier noch heilige und schöne Werte verborgen liegen. Und sind seine Briefe auch stilistisch wertlos, so spiegeln sie doch das tiefste Sein dieses geistvollen und edlen Menschen ganz wider und berühren das Wesen der deutschen Seele in ihrer gemütvollen Tiefe und problemhaften Grundhaltung. Seine Theologie aber ist im Letzten die Antwort eines großen religiösen Menschen auf die Fragen der Menschheit.

Jugenderinnerungen

Von Erich Wasmann S. J. († 27. Februar 1931).

V.

Als ich in den Ferien von Hall nach Hause kam, waren wir wieder in Partschins in der Sommerfrische. Die äußere Achtung vor meinem Vater hatte durch die lange Trennung zugenommen; auch vermochte ich die Reizbarkeit und Heftigkeit besser zu beherrschen als früher, was namentlich meiner Mutter gefiel. Da kam plötzlich von einem unbekannten Wohltäter, dessen Namen nur dem P. Melchior Hausherr S. J. bekannt war, das Anerbieten eines Freiplatzes für mich im Ersten Pensionat der „Stella matutina“ in Feldkirch. Aber es war die Klausel dabei, daß ich „Missionar“ werden sollte. Ich lehnte sofort rundweg ab; ich fühlte keinen Beruf dazu und wollte mich überhaupt in der Freiheit meiner Berufswahl von keiner Seite beeinflussen lassen. Auch meine Eltern fügten sich resigniert in diesen Bescheid. Wie befreit atmete ich auf. Aber zu früh! Denn nach wenigen Tagen kam dasselbe Anerbieten wieder und zwar mit der Versicherung, daß jene Klausel fortfalle. Die Freiheit der Entscheidung über meinen Beruf sollte mir vollkommen gewahrt bleiben. Nun begann ein mehrwöchiges Bombardement wie gegen eine belagerte Festung. Zu den Bitten meiner Eltern gesellten sich die meiner frommen Schwester Elisabeth. Endlich gab ich nach, weil als „Geschosse“ Imponderabilien verwandt wurden, deren Durchschlagskraft ich damals noch nicht kannte. Das waren die Gebete, die für den „bösen Erich“ zum Himmel stiegen, namentlich am Feste Mariä Himmelfahrt 1874. Um des „lieben Friedens“ wegen entschloß ich mich also, für ein Jahr, aber ja nicht länger, in das „Privatzuchthaus“ nach Feldkirch zu gehen; so nannte ich damals in meinem jugendlichen Freiheitsleben das Privatyngymnasium und Pensionat der „Stella matutina“. Das gütige Schicksal des Berufes zur Gesellschaft Jesu, um den ich selber als vierjähriges Kind